

„Adam, wo bist du?“ – Sich von Gott finden lassen

(10. Sonntag i. J.; Gen 3,9-15; 2 Kor 4,13-5,1; Mk 3,20-35)

Die erste Lesung hat uns mit einer Frage konfrontiert, die im Corpus der hl. Schrift an prominentester Stelle steht und der ich in dieser Predigt einmal nachgehen möchte.

„*Wo bist du?*“ Es ist das erste Wort, das Gott an den Menschen richtet, nachdem dieser sich aus der paradiesischen Geborgenheit des Schöpfungsmorgens in einen unabsehbar neuen Zustand der Entborgenheit gesündigt hatte. „*Wo bist du?*“ Mit dieser Frage wendet sich Gott an Adam, der sich – welch unsinniges Unterfangen – vor ihm, Gott, zu verbergen sucht.

Wir Menschen sind es landläufig gewohnt, uns selbst als Gottsucher anzusehen. Unüberbietbar schön und klassisch hat Augustinus es ausgedrückt: „*Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir.*“ Doch gleich zu Beginn der Bibel begegnet uns eben nicht der Mensch als *Gottsucher*, sondern Gott als *Menschenucher*. „*Wo bist du?* – diese Frage gilt nicht nur Adam, sie gilt einem jeden von uns. „*Wo bist du, Magdalena, Robert, Franziska, Daniel? Versteck dich nicht! Lass dich von mir finden!*“ Welche Sehnsucht nicht nur des Menschen nach Gott, sondern Gottes nach dem Menschen spricht aus dieser einfachen Frage. Doch was sind die Orte, an denen Gott uns sucht, an denen er uns finden möchte?

Die Schrifttexte dieses Sonntags zeigen uns drei Orte sowie einen „Nicht-Ort“, die ich einmal der Reihe nach vor unser inneres Auge rufen möchte.

Wenn wir fragen, warum Adam sich vor Gott zu verstecken sucht, fällt die Antwort nicht schwer: Er schämt sich, er schämt sich über alle Maßen. Die Feigenblätter sind das Bild dafür, wie er verbergen will, was sich nicht verbergen lässt. Es ist ein unwürdiges Spiel, das sich uns darbietet. Er weist alle Schuld weit von sich und schiebt sie auf andere: auf Eva zuerst: „*Die Frau ... hat mir von dem Baum gegeben.*“ Aber nicht nur das. Eine Einfügung in dieses Zeigen auf sie, die ihm als Hilfe zur Seite gestellt worden war, macht die Sache noch perfider: „*Die Frau, die DU mir beigesellt hast ...*“, *sie hat mich verführt!* Unversehens wird Gott selbst zum Schuldigen erklärt.

Was die hl. Schrift hier beschreibt, geschieht zu allen Zeiten: Schuld wird abgestritten, auf andere gewälzt, nicht zuletzt auf Gott. *Wie kannst DU all das nur zulassen?!* Schuld wird schön und gut geredet, verdrängt, geleugnet, auch unter Christen. Der Verlust des Beichtsakramentes ist ein bezeichnendes Symptom für diese Haltung. In der Beichte nehmen wir ja die Feigenblätter weg: vor uns selbst, vor einem Priester, vor Gott. Die Beichte ist der Ort, an dem wir eingeladen sind, das beschriebene Versteckspiel zu beenden. Aber wie schwer fällt uns das!?! So ist die Frage: *Wo bist du?*, eine Einladung: *Lass dich von mir finden gerade auch da, wo du schuldig geworden bist. Nicht, damit ich dich verurteile, sondern um dich zu heilen, dir zu vergeben, um dich neu in meine Arme zu nehmen.* Welch innere Freiheit gewährt es, wenn ein Mensch es schafft, die Feigenblätter wegzuräumen, ehrlich zu sein sich selbst und Gott gegenüber und so Gottes Barmherzigkeit, Güte und Vergebung zu erfahren – ein erster Ort, an dem Gott uns finden möchte.

Beim zweiten wollen wir Paulus ein wenig zuhören: „*Denn die kleine Last unserer gegenwärtigen Not schafft uns in maßlosem Übermaß ein ewiges Gewicht an Herrlichkeit, ...*“, schreibt er in seinem zweiten Brief an die Korinther. Spontan möchte man Paulus zurufen: *Weiß du eigentlich, wovon du sprichst? All das Leid, von dem wir umgeben sind: mein eigenes, das von geliebten Menschen, das in der Welt – all das eine kleine Last im Vergleich zur Herrlichkeit des Himmels? Das ist doch einfach nur die übliche Vertröstung!*

Nun, was wir Paulus gewiss nicht vorhalten können, ist, dass er nicht wüsste, wovon er spricht. Im selben Brief zählt er einiges von dem auf, was er erlitten und durchgemacht hat: mehrmals im Gefängnis, immer wieder geschlagen, ausgepeitscht und gesteinigt, dreimal Schiffbruch und danach einen Tag und eine Nacht treibend auf hoher See, Hunger, Durst, Kälte, Blöße, häufiges Fasten, angefeindet von Juden und Heiden, oftmals den Tod vor Augen, verraten und verlassen von Glaubensbrüdern aus den von ihm gegründeten Gemeinden, usf. Nein, Paulus weiß, wovon er spricht. Aber in ihm lebt eine unzerstörbare Gewissheit, dass all das nicht sinnlos ist; dass es Teilhabe am Kreuz seines Herrn, Teilhabe am Kreuz Christi ist. Und so be-

steht er es aus der Überzeugung heraus, dass all das nichts ist im Vergleich zu dem, „was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor 2,9). Für uns kann das heißen: ein weiterer Ort, an dem Gott uns sucht und finden möchte, sind unsere Kreuze, unsere kleineren und größeren und manchmal kaum aushaltbaren Leiden. Wir können klagen, anklagen, hadern, ja – aber dennoch uns auch darin von Gott finden, tragen und die notwendige Kraft geben lassen. Es ist ein alles andere als leichter, aber doch besonderer Ort, an dem Gott uns sucht und finden möchte.

Nun gibt es aber gleichsam auch „Nicht-Orte“, an denen es schwierig bis nahezu unmöglich erscheint, dass Gott uns hier finde; jedenfalls scheint Jesus im Evangelium einen solchen „Nicht-Ort“ zu nennen. Er spricht hier von dem, was später einfach als die „Sünde wider den Heiligen Geist“ bezeichnet wurde, „die in Ewigkeit keine Vergebung findet“. Es ist viel gerätselt worden, was damit gemeint sein könnte. Ist eine Sünde vorstellbar, die so groß ist, dass sie tatsächlich größer wäre als die Liebe Gottes und damit unvergebbar? Das erscheint ausgeschlossen, und diese Stelle ist auch nie in einem solchen Sinn verstanden und ausgelegt worden. Immer war die Kirche überzeugt: Wer mit welcher Schuld auch immer zu Gott kommt, wird von ihm nicht zurückgewiesen, sondern angenommen und erfährt Verzeihung. Diese Gewissheit spricht aus jedem Satz des Evangeliums.

Es muss also etwas anderes sein, das Jesus hier anspricht. Könnte es – ich möchte es als Frage formulieren – die restlose und bis zum Lebensende durchgehaltene absolute Gleichgültigkeit gegenüber Gott, Jesus Christus, die Kirche und ihren Glauben sein? Wer mit Gott hadert, auf ihn zornig ist, ihn vielleicht sogar hasst – meist gar nicht ihn, sondern unbewusst ein falsches Bild von ihm – steht immer noch in Beziehung zu ihm. Es gibt etwas, wo Gott ihn fassen und vielleicht doch noch an sich ziehen könnte. Doch der Gleichgültige – wo und wie soll Gott an ihn herankommen können – es sei denn, er gebe seine Gleichgültigkeit auf? Dies steht also als eine ausgesprochen ernste Mahnung und Warnung mitten im Evangelium.

Unmittelbar nach diesem geradezu bestürzenden Satz weist Jesus uns hin auf einen dritten und letzten Ort, an dem Gott uns sucht. Dieser Ort ist unser Ohr. Ihm unser Ohr leihen, gleichsam wie die Menschen damals zu seinen Füßen sitzen und ihm lauschen, zuhören. Wer das tut, dem gilt das große Wort, das er anschließt. „Wer mich hört und den Willen Gottes erfüllt, ist mir Bruder, Schwester und Mutter.“ Welch große und unerhörte Verheißung: Ich kann Mutter Jesu sein, durch das Hören auf ihn in mir gebären; durch das Zeugnis für ihn in anderen gebären. Wo das geschieht, hat ein Mensch sich wirklich von Gott finden lassen.

Wo bist du? Diese Frage gilt auch mir ganz persönlich. Wie lautet meine Antwort? Werde ich mich wie Adam eher verstecken? Oder werde und will ich es zulassen, dass er mich finden darf, immer wieder neu, immer mehr, besonders an den genannten, letztlich aber an allen Orten meines Lebens?

Pfr. Bodo Windolf